Der

Breslauische Erzähler.

Eine Wochenschrift.

Sechster Jahrgang. No. 25.

Sonnabend, den 15ten Juny 1805.

Erklärung des Kupfers.

Das Schloß zu Frankenstein.

An der südlichen Seite der Stadt Frankenstein zeigen sich noch Ueberreste des eh'maligen Fürstlichen Schlosses, welches Herzog Karl in den Jahren von 15[illegible]6 bis 1530 erbauen ließ. Das Muster des Baues hatte er von dem Schlosse in Ofen genommen. Es war stark befestigt.

Jetzt ist es eine bloße Ruine, und nur wenige hohe Mauern geben einen Begriff von seiner ehmaligen Größe. Das gegenwärtige Kupfer zeigt diese Ruinen, wie sie auf dem Wege von Glatz ins Auge fallen.

Neben den Ueberbleibseln des alten Schlosses zeigt sich eine kleine, aber angenehme Landschaft, in welcher man das Schießhaus der Frankensteiner Bürger, und mehrere kleine Häuser wahrnimmt.

Von der Stadt Frankenstein selbst, nächstens ein mehreres.

Schillers Todtenfeyer
auf dem Theater zu Breslau.

Ich habe meine Leser schon einmal von unserm unsterblichen Schiller unterhalten; der Gegenstand wird machen, daß sie auch diese wenigen Worte mit Wohlwollen aufnehmen!

Am vergangnen Mitwochen, den 12ten dieses Monats, wurde auf unserm Theater, um Schillers Andenken zu ehren, eine öffentliche Todtenfeyer gegeben. Daß jeder Freund des Schönen und der Kunst an dieser Feyer des großen Dichters herzlichen Antheil nimmt, bedarf wohl kaum bemerkt zu werden!

Die Feyerlichkeit auf unsrer Bühne, bestand im Folgenden: Bey einer, eine stille Trauer verkündenden Musik, wurde der Vorhang langsam in die Höhe gezogen. Auf einem freyen Platze entdeckte man, auf einem antiken Altar Schillers Büste, mit Lorbeer gekränzt, aber mit einem schwarzen Flohr bedeckt. Langsam trat von allen Seiten der Chor ein, und sang eine Klage über den Tod des Dichters, man hatte dabey die Herz ergreifende Musik aus der Oper Titus benutzt, wo das Volk der Römer den Tod seines Lieblings beklagt. Nach geendetem Chor stieg Melpomene herab, und redete. Sie schloß mit den Versen:

Nichts dauert in der Sterblichkeit Gewande
Was herstammt aus dem unsichtbaren Lande,
Das eurem Auge noch der Schleyer hüllt —
Schön wie die Farben in des Himmels Bogen

Auf

Auf dunkle Wolken lieblich hingezogen,
Erscheinet euch der Schönheit Götterbild —
Leicht schwebend über irrdischen Gestalten;
Doch wie die Wolken vorüber wallten —
Wie schnell entflohe der Farben Schimmer,
So flieht das Schöne, und — weilet nimmer!

Der Chor antwortete:

Und weil es flieht — so ziemet uns der Schmerz!
O laß es uns der Mit- und Nachwelt sagen,
Was wir in ihm — den großen Todten klagen!

Unter dem Chor hatte man gleich vom Anfange an die Jungfrau von Orleans, Maria Stuart, Wallenstein, Tell und Dom Karlos, in ihrem eigenthümlichen Kostüm erkannt. Madame Gehlhaar als Johanna von Orleans, trat jetzt vor, und sprach in dem Charakter dieser romantischen Tragedie:

— — — Wir fühlen in Johanna uns gehoben —
Wie sie zerreissen wir der Sinne Ketten,
Mit Wunderkraft das Göttliche zu retten —
Doch in der Sorel zarten Frauenliebe,
Knüpft unsern Geist ein unauflöslich Band,
Mit neuer Wärme an der Sinne Land —
— — — — — — — — — —
Wir schwimmen fort, in Meeren von Entzücken
In einer schönern Welt, und drücken,
Das Ueberirrdische in unsern irrd'schen Arm!

Jetzt trat Herr Schwarz im Charakter des Wallenstein vor, und sagte:

Das Schicksal, welches über uns, verborgen
Auf dunkeln Wegen hoch und herrschend geht —
— — — — — — — — — — — —
Er führt es, wie auf attischen Gefilden
Es wandelte, in Sophokles Gebilden,
In Aeschylus erhabnen Reih'n —

Mit kühnem Geist, auf deutscher Bühne ein!

— — — — — — — — — — — —

Und — größer scheint der Mensch, wenn er besiegt,
Im Kampf mit dem Unendlichen, erliegt!

Im Charakter der Maria Stuart sprach dann Madame **Julius.**

Was in der Brust uns süsses Mitleid weckt,
Das Herz bewegt, das Aug' mit Thränen füllet —
Er hat es in der Stuart Bild enthüllet!

— — — — — — — — — — — —

Herr **Mayer** im Character des **Tell** sagte dann:

Hoch wie der Alpen licht umwölkte Höhen
Dem Blitze trotzend unbeweglich stehen,

— — — — — — — — — — — —

So unbeweglich hehr und götterhaft
Mahlt er im Tell des Mannes Kraft —
Des Manns, der an der Freyheit Brust gesäugt
Den starken Nacken keinem Joche beugt —
Der — wenn der Knechtschaft kleiner Sinn ihm flucht
Der Menschheit Rechte in den Sternen sucht —
Herab sie reißt, und mit entbranntem Muthe
Der Freyheit lichte Oriflamme trägt,
Und dennoch — rein vom Mord und Blute
Mit Kindesunschuld seine Thaten wägt. —

Herr **Julius** als **Dom Karlos** schloß dann diese Charakteristik der Schillerschen Meisterstücke:

Das Größeste was je den Menschen adelt,
Ihn über sich und sein Geschlecht erhöh't,
Daß er — mög auch das Herz ihm bluten,
Verschlungen von des Schicksals Fluten,
Fest auf sich selbst, und gleich dem Gotte steht —
Er hat es uns in Karlos schönem Bilde
In Posa's Größe hingestellt —
Und in Elisabeth der Frauen zarte Milde
Dem hohen Geiste zugesellt —
— — — — Wer hielt wie er das Schöne

Im

Im schnellen Strohm harmon'scher Töne,
Im Fluge eilender Worte fest? —
Er reißt uns fort mit Sturmsgewalt,
Der Geist der in ihm weht und wallt —
Auf Bahnen wo gewohnte Formen schwinden
Und wir die schöne Welt des Idealen finden! —
Und dieser Geist, der schöpferisch und hehr
Hinauf uns zog — — er ist nicht mehr!

Mit leiser Stimme antwortete nun der Chor:

Er ist nicht mehr!

Madame Müller als Muse sagte dann nach einer Pause:

Verronnen ja — ist seines Lebens Uhr. —
Doch ew'ger wie der Marmor bildet,
Und schöner wie Apelle mahlen,
So unauslöschlich wie der Sonne Strahlen
Bleibt euch des schönen Geistes Spur!
Die Zeit enteilet auf raschem Flügel,
Das Schicksal treibt sein rollendes Rad,
Doch in der Geschichte bleibendem Spiegel
Steht ewig die gescheh'ne That!

— — — — — — — — — — —

(sie nahm das Flohr von der Büste.)

Hell wie die Sonne in der Fluten Spiegel
Das strahlenvolle Antlitz zeigt,
Wenn auch umher des Sturmes Flügel
Der Eiche Gipfel zerreißt und beugt —
So strahlt — es mögen zerrinnen, zerfallen
Was sterblich ist, und hinunter wallen! —
Mit ewig jugendlich frischem Blick
Auch aus der Geschichte bleibendem Spiegel
Euch dieses schöne Bild zurück!

Herr Müller als Sprecher des Chors antwortete:

Ja — strahlen wirds — mit ewig junger Kraft,
So lange noch der Genius des Schönen

Auf unser Bahn', mit Worten, Bildern, Tönen
Den innern Sinn für seine Welt erweckt —
Wo nur die Kunst des Strebens Ziel uns steckt!
Drum mögen verhallen der Klage Töne,
Uns bleibt von ihm — das Herrliche, Schöne!

Dann fiel der Chor mit einem erhebenden Gesange ein, wozu die Musik gleichfalls aus dem Titus entlehnt war, und der das Gelübde der immer daurenden Verehrung des großen Dichters enthielt!

Der Morgen.
(Ein Fragment.)

Das Frühroth spielet lieblich in den Wipfeln;
Hoch schwillt mein Herz beym reinen Morgenstrahl!
Der Tag erwacht — der Göttin Ankunft fühlet
Die Welt, und zaubrisch tritt aus dunkler Nacht
Die Sonn' am Berg herauf. — Ha, opfern will ich
In deinem Tempel, o Natur, so lang,
So lang der Gottheit Stempel nicht erloschen
Im sichtbaren Gebiete dieses All's! —
Wie dort der Quell des ew'gen Feuers glänzet
Und golden leuchtet über Blumenthale! —
Es schwelgt das Lebende im reinen Licht. —

Heerden weiden an dem Hügel,
Laben sich im frischen Thau;
Alles hebt sich auf der Freude Flügel,
Düfte wallen auf der Blumenau;
Und rasch durchwandert schon der Mensch die Fluren,
Verstreut des Fleisses schöne Spuren! —
Vögel flöten seinem Werke,
Füllen schmeichelnd ihn mit neuer Stärke;
Gern vergißt er seines Schweißes Müh'n
Und der Sorge Falten flieh'n.

Julius *.

Der Abend.

Stiller Abend, wann dein liebliches Roth noch stralt,
Und die Berge mit Gold königlich überstreut,
Käfer munter noch schwirren,
Und noch traulich das Heimchen zirpt. —

O, dann wall' ich entzückt, Ruh' in der freyen Brust,
Zu der lachenden Flur dort am romantischen
See, und Träume versunken
In die Schönheit der Frühlingswelt;

Selig träum' ich und schaff', hoher Gefühle voll,
Mir ein edler Geschlecht, welches sich brüderlich
Herzt, und herrlich gleich einem
Kind am liebenden Schöpfer hängt.

Wann der silberne Mond lieblich in stiller Pracht
Dann allmählich sich hebt hinter dem Fichtenwald,
Stürz' ich hin, und des Dankes
Flamme lodert zum Himmel auf.

K.

Ueber den Geschmack an Blumen.

Schönheit jeder Art ist dazu gemacht, uns zu gefallen und unser Herz anzuziehen: aber die Betrachtung der Schönheiten des Pflanzenreichs hat den eigenthümlichen Vortheil, daß wir uns von ihnen einnehmen und bezaubern lassen dürfen, ohne gefährliche oder schimpfliche Sklaverey zu befürchten. Geschmack an der vegetabilischen Welt ist das Zeichen einer reinen und unschuldigen Seele und zugleich eines der besten Ver=

Verwahrungsmittel der Reinheit und Unschuld. Er zieht die Aufmerksamkeit von den stürmischen Szenen der Thorheit ab, und gewährt eine gefällige Heiterkeit und Ruhe, die den sanften Tugenden und der Dauer unsrer feinsten Vergnügungen ausnehmend günstig ist.

Ich erstaunte oft, wenn ich fand, daß diejenigen, die ein sehr feines Gefühl für die Reitze der Literatur und Kunst besaßen, und durch die Schönheiten eines Gedichts, einer Bildhauerarbeit oder eines Gemähldes aufs stärkste gerührt wurden, für die Reitze eines Baums oder einer Blume nicht im mindesten empfindlicher waren, als der gemeinste, ungebildetste Zuschauer. Sie weilten mit Entzücken bey einer schönen Beschreibung des Thals Tempe, sie fühlten die ganze Wonne, welche ein Shakspear oder Milton durch ihre bezaubernden Gemälde, durch die Kraft ihres Genies einzuflössen wußten, und doch giengen sie durch einen Wald oder über ein Veilchen- und Primelnbeet hin, ohne von irgend einem besondern Vergnügen gerührt zu werden. Das muß Folge einer flüchtigen Art zu denken seyn, denn giebt es irgend eine Wahrheit, von welcher die Philosophen längst überzeugt waren, so ist es die, daß die würklichen Gegenstände der Natur die vollkommensten Produkte der nachahmenden Kunst — weit übertrafen.

Die Schönheit der Farbe, wenn sie gleich der Schönheit der Form mit Recht untergeordnet bleibt, vergnügt doch das Auge unmittelbar und allgemeiner. Sind Farbe aber und Form in Vollkommenheit vereinigt,

einigt, und es kann sie jemand unempfindlich ansehn, so — muß er wahrscheinlich allen Anspruch auf Feinheit des Gefühls aufgeben. Eine solche Vereinigung aber hat die Natur gewöhnlich in der Bildung einer Blume bewerkstelligt.

Man findet kaum einen einzigen Gegenstand im Pflanzenreich, in dem so viele angenehme Eigenschaften vereinigt wären, als in der Königin der Blumen, der Rose. Gewiß hatte die Natur die Absicht, die Sinne ihres Lieblings zu erfreuen durch einen Gegenstand, welcher ihm zugleich schöne Gestalt, Farbe und Wohlgeruch beut. Die Seele selbst scheint erquickt zu werden, bey der bloßen Erinnerung an das Vergnügen, welches die Sinne empfinden, wenn man, an einem schönen Frühlingsmorgen, die Reitze der Nelke, des Veilchens, des Geisblatts, der Hiazinthe — und tausend andrer Blumen, in jeder Mannigfaltigkeit der Gestalt, des Geruches und der Farbenmischung betrachtet. — Die Natur zeichnet sich durch Ebenmaaß und Schönheit ihrer Werke, wie durch Mannigfaltigkeit und Verschwendung derselben aus. In den Werken der Kunst entdeckt man immer Mängel, wenn man sie — kritisch beleuchtet, wenn man sie durchs Vergrösserungsglas betrachtet: betrachtet man aber das Blatt einer Blume mit geschärftem Auge; so ists, als ob man von einem Räthsel die Enthüllung läse. Die feinste Nadel, die der sinnreichste Künstler je schärfte, erscheint stumpf, wenn man sie durchs Sonnenmikroskop sieht; der Stachel einer Biene aber, so sehr man ihn auch vergrössert, behält immer seine äusserst scharfe Spitze.

Der ausgezackte Rand eines Blumenblatts und der franzenartige Saum des Flügels einer Fliege zeigen eine Genauigkeit der Zeichnung, der es kein Pinsel je gleich thun konnte. Freylich pflegt man den Geschmack des Blumenliebhabers eben nicht sehr zu bewundern, und wenige suchen ihn sich zu erwerben; unterdeß der Geschmack des Kenners in der Mahlerey als ein Zeichen von feinerm und edlerm Charakter, als ein rühmlicher Vorzug angesehen wird. Aber es ist denn doch ein unstreitiger Widerspruch über Arbeiten eines sterblichen Künstlers entzückt zu seyn, und bey den Gemälden im ewigen Reiche der Natur — kalt vorüber zu gehen. —

Treten wir von Schilderungen der Poesie, die sie an ländlichen Szenen übt, zur Natur selbst: indem wir unter Blumen, weiß, wie Schnee, oder glühend wie Gold, oder purpurfarben wie Trauben, oder blau wie das Gewölbe des Himmels oder erröthend wie die Wange der Jugend, einher wandeln, dünken wir uns in ein Feenland, oder in eine bessere Welt versetzt, wo jeder zärtere Sinn ergötzt wird, und alles umher Wohlgeruch athmet und Schönheit verbreitet; wo das Herz an der Freude der lachenden Natur Theil nimmt: wahrlich jede gefühlvolle Seele muß dieser Genuß in eine stille heitere Fassung setzen, die dem Nachhängen ernster Betrachtungen so günstig ist, und kein Dichter ohne die höchste Anspannung leisten kann. —

Betrachten wir einige Gegenstände des Pflanzenreichs in einem modern angebauten Garten. Dort steht

steht der Platanus — einer der schönsten Bäume. Sein großes Blatt, sein immer dauerndes Grün machen ihn besonders geschickt zu schattigen Plätzen. Ich betrachte ihn als einen klassischen Baum. Sokrates suchte keinen andern Schauplatz, als den Rasen unter dem Platanus an den Ufern des Ilissus. — Die weinende Weide, die über den murmelnden Bach hinhängt, ist eine von den feinern Schönheiten, die etwas Romantisches haben. Ihre schwelgerischen Zweige haben so etwas Reitzendes, Einnehmendes, daß sie schon für sich ein holdes Gemählde ausmachen. — Die Birke, ein immer, auch im Winter interessanter, Anblick. Betrachtet einmal jenen schlanken Stamm, der aus den Spalten eines gebrochenen Felsen empor steigt, mit einer Rinde, weiß und glänzend wie Silber, bedeckt, und mit zehntausend feinen Zweigen, so dünn, daß sie fast ein Haar zu seyn scheinen, behangen. Betrachtet sie, wenn sie mit grauem Reif oder mit Schnee bedeckt ist, und habt ihr eine Seele, fähig durch Schönheiten der Natur gerührt zu werden, so wird dieser Anblick euch mit süssem Wohlgefallen erfüllen. Eine alte Eiche findet man so oft verachtet im Winkel, aber ihre Majestät im einstimmigen Haine gewährt heiligen Schauer. Die zarte Akazia, die kegelförmige lombardische Pappel, die blumenvolle Kastanie, die sanfte Linde, die hochstrebende Tanne, der blinkende Lorbeer sind mir so innhaltsreich und so anmuthig, daß ich nie seufzen werde, den Eintritt in Gallerien der Palläste entbehren zu müssen, wenn ich nur auf dem grünen Anger meine Bäume sehen kann.

Und nun noch einen Blick, den Blick der Hofnung, auf Blumen und Stauden und Bäume, ehe wir uns wenden; er muß unsern Geschmack veredeln, der Blick der Hofnung von ihnen auf — jenseits! — Nach einem frostigen Winterschlafe keimen sie neu hervor. So — unser Todesschlaf. — Noch verweslich, dann unverweslich; noch sterblich, dann unsterblich, noch in schwacher Hülle, dann in Kraft. — Schöpfer der Blumen und der Menschen; ich stehe ahnend vor deinen Schöpfungen; ich zittere nicht vor dem Grabe, wenn ich der Blumen gedenke; verwese ich auch: der Keim meiner Menschheit bleibt, und der Baumeister, der mir rief, da ich noch nichts war, der wird auch einst aus dem Stoffe meiner Atomen — — was? — nur das weiß ich, eine bessere, edlere Pflanze machen, als sie jetzt ist! —

Ernestine *.

Das Herz.

So wichtig unter dem, was der Mensch weiß und wissen kann, das Herz ist — für die innere Kultur des Menschen selbst — und so sehr dieser Artikel von Papier zu Papier, von Zunge zu Zunge Lauf hat, gleich einer Münze von Hand zu Hand: so gewiß ists, daß gar viele nicht einmal in sich, viel weniger in andern wissen, was Herz ist. Es liegen noch so unbekannte Schönheiten in dieser Wissenschaft verborgen, daß Neugier und Nutzen der höhern Art

ihre größte Rechnung dabey finden würden, wenn sie bekannter wären, oder durch aufmerksame Kultur seiner selbst und andrer ans Licht gezogen werden könnten. Sie gleicht einem Pantheon, das die köstlichsten Originalgemälde einschließt, deren Natürlichkeit und schöpferische Wahrheit, die die plastische Künstlerhand der Natur ihnen eingeprägt hat, den Stücken der menschlichen Nachahmungssucht und der Fiktion und Fantasie den Vorzug abgewinnen. Es ist hier mein Zweck nicht, eine solche Gallerie moralischer Zeichnungen, wie sie die menschliche Natur, so sehr sie auch sophistisch und trübsinnig verschwärzt oder kindisch verlobt ist, wirklich darreicht, aufzustellen. Ich begnüge mich, dem Auge menschenfreundlicher Aufmerksamkeit nur zuzuwinken, ihren Blick darauf zu wenden, und sich dadurch eine Pforte zu neuen Vergnügungen und zu neuen Keimen wohlthätiger Empfindungen aufzuschliessen. Ich will nur einige Gedanken hinschreiben, welche die Sache selbst angehen, und zwar so wohl die anmuthige, als triste Seite des Gegenstandes berühren.

Wie wenig aber diese wahren Originale vermischter Schönheiten des menschlichen Herzens seyn müssen, erhellt wohl schon daraus, daß man lieber mit Fantasiegemählden — spielt. Man zieht die der Einbildungskraft meist den natürlichen vor, weil die Gemählde der Einbildungskraft die Natur, wie gewisse Mahler, entweder zu sehr verschönern oder verhunzen, und so freylich den Neigungen, die das Uebertriebene, das Verzerrte, der bloßen Belustigung wegen dem Reinen, Natürlichen, aber oft Gewöhnlichen vorziehen,

hen, mehr zusprechen. Ja — diese verglänzten oder verschwärzten Gemälde der Fantasie werden nicht selten mit den ächten Produkten der Natur verwechselt, was zugleich einen nicht gleichgültigen Mangel des Geschmacks am Wahren offenbart. Man könnte manchen poetischen Deklamator und manchen, der vor süsser Einbildung krank ist, eben so wahr, als witzig anreden: „Sie wissen ja wohl kaum, daß Sie ein Herz haben!" wie Yorik das schöne Kammermädchen anredete, welches les egaremens du Coeur et de l'Esprit kaufte. —

Wie wenige kennen die eigenthümliche Oekonomie ihres Herzens. Sie wissen gar nicht, was nach Maasgabe des Kostüms und der Grundeinrichtung desselben entweder luxuriös oder zu armselig ist. Sie können wohl eine ganze Reihe von Jahren durchlaufen, ohne von diesem großen Gegenstande im Grunde mehr als den bloßen Namen zu wissen. Und wenn sie ja eine Rhapsodie von Ideen dieser Art haben, so ist sie nicht aus dem innern Quell der Selbstkenntniß geschöpft, sondern auf der veränderlichen Bahn der Lektüre und des gesellschaftlichen Gesprächs, hier ein wenig, dort ein wenig, zusammen gesucht. Daher haben sie weder für ihr eigenes, viel weniger für das Herz anderer Menschen einen Spiegel, wie sie ihn für ihr werthes Angesicht haben; sie schauen in sich, wie in ein lichtleeres Halbgewölbe und ihr ganzer Vorrath der Erkenntniß gleicht dem Schatz einer Polterkammer.

(Der Schluß nächstens.)

Gedan-

Gedanken.

Die Aussenseite eines Menschen verräth — demjenigen, der sie zu würdigen versteht — in der Regel die Beschaffenheit seines Innern; noch unabweichlicher aber ist diese nichts weiter als der Abdruck der Umgebungen, zwischen denen er die Zeit seiner Ausbildung verlebte.

Wechsel ist das Wesen der Zeit: warum wollen wir ihr etwas Bleibendes aufdringen? Der schnell vergehende Mensch sollte nichts Unvergängliches stiften wollen. Wo es ihm gelingt, mit ungeheuerm Aufwande von Kraft — eigener oder fremder — etwas zu schaffen, das ihn um einige Jahrhunderte überlebt, hat er seinen Enkeln meistens etwas in den Weg gestellt, das sie mit spöttischem Lächeln oder gar mit Widerwillen betrachten, und oft mit eben so großem Aufwande, als die Errichtung kostete, fortschaffen müssen. Beläge dazu sind — alte Gebäude, die nicht grade zur Pracht bestimmt wurden, sind noch — in viel höherm Grade — die politischen Alterthümer.

Es giebt kein Unkraut, sagen die Botaniker, denn die Pflanze, die uns am unnützesten scheint, scheint es nur darum, weil wir sie noch nicht zu benutzen verstehn. Es giebt keine unnütze Menschen, kann man mit eben so großem Rechte sagen. Selbst die sogenannten Narren oder Queerköpfe, für die sich in der Gesellschaft kein tauglicher Platz finden läßt, sind es nicht. Sie sehn die Dinge selten oder nie in

der

der wahren Gestalt, aber die ungewöhnliche, in der sie sie erblicken, macht die gesunden Köpfe doch aufmerksam darauf, wo das gewöhnliche Urtheil nicht das Beste ist; und die Energie, mit welcher jene ihre Exaltation zu Werke gehen läßt, regt die schlummernden Kräfte der bedachtsamen, kältern Menschen auf.

— a —

Auflösung des Räthsels im vorigen Stück.

Rastag.

Die Begleiterinnen des Glücklichen.

Räthsel.

Mutter, Freundin und Braut: so nenn' ich drey liebliche Schwestern,
Die der allgütige Zeus mir zu Gefährtinnen gab.
Vor mir wandelt die Freundin, mir folgt die sorgsame Mutter,
Und mit umschlingendem Arm tanzt mir zur Seite die Braut.
Wechselnd verkürzen sie mir mit frohen Gesängen die Reise,
Mütterchen warnet mich treu, nah' ich dem Abgrunde mich;
Kundig des Weges erspäht mir in dämmernder Ferne die Freundin
Manches lockende Ziel, manches erfreuliche Bild;
Aber die liebende Braut bekränzt mir mit Rosen die Schläfe,
Küsset die Sorge hinweg, labt mich mit süssem Genuß;
Weislich lehret die Mutter; bezaubernd dichtet die Freundin:
Doch das Süsseste hat immer zu flüstern die Braut.

Dieser Erzähler wird alle Sonnabend in der Buchhandlung bei Carl Friedrich Barth jun. in Breslau ausgegeben, und ist außerdem auch auf allen Königl. Postämtern zu haben.

6. 25.



Schloß zu Franckenstein